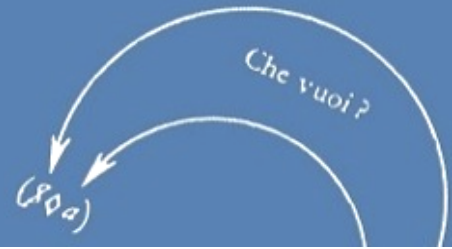


Che vuoi ?

01 / 2014

Kurier des Lacan Seminar Zürich



Inhalt

Editorial	2
Beiträge aus dem Lacan-Seminar:	
Peter Widmer, Die AFP vor der Auflösung	3
Dagmar Ambass, Das Kind, das Tablet, die Zeit und der Körper	5
Zur gegenwärtigen Situation der Psychoanalyse — ein Aufruf	7
Katrin Meyer, Wider Natur und Schöpfungsordnung? Zur Diskussion um „Gender“ und „Genderismus“ (aus der NZZ)	13
Buchbesprechung:	
Oliver Pfohlmann: Die Psychoanalyse lebt. Wenn die Geschichte uns erzählt (aus der NZZ)	15
Kommende Veranstaltungen	17

Editorial

Die erste Ausgabe des neuen Jahres 2014 beginnt mit der Mitteilung und Kommentierung eines Abschieds: Die Assoziation für die Freudsche Psychoanalyse (AFP) löst sich nach 21-jährigem Bestehen auf. Als Mitbegründer und ehemaliges Vorstandsmitglied habe ich versucht, die Gründe für diesen Schritt darzulegen und zu sagen, warum er keinesfalls mit einem Misserfolg gleichzusetzen ist.

Der zweite Beitrag stammt von Dagmar Ambass, die nebst ihrer Praxis in Zürich auch als Kinderanalytikerin in Horgen arbeitet und sich zudem in der Fadenspule engagiert. Sie hat einen Beitrag übersetzt, der auf ihr Interesse gestoßen ist und der der Verwendung von sog. *tablets* gilt, die immer mehr in den Kinderstuben anzutreffen sind.

Es folgt ein Aufruf, verfasst von einer Gruppe von politisch engagierten Psychoanalytikern, die sich für die Eigenständigkeit der Psychoanalyse einsetzt und eine entsprechende politische Bewegung auslösen möchte. Nach der erfreulichen Kunde aus Belgien, wo es nicht zuletzt durch die Zusammenarbeit unterschiedlicher Gruppierungen gelungen ist, die Psychoanalyse der Eingliederung ins System der Gesundheitsvorsorge und der "Bolognisierung" zu entziehen, ist es an der Zeit, entsprechende Voraussetzungen auch in den deutschsprachigen Ländern zu schaffen, wie dies z.B. die AFP in den ersten Jahren ihres Bestehens wollte, zumal auch in Frankreich die Psychoanalyse ihr Sonderstatut weitgehend behalten hat. Der diesbezügliche Graben zwischen den französischsprachigen und den deutschsprachigen Ländern sollte endlich geschlossen werden. In diesem Sinne kommt der Aufruf einer Gruppe von Psychoanalytikern gerade recht — hoffentlich wird er auch im PSZ zur Kenntnis genommen, wo viele nicht-ärztliche Analytiker immer noch hoffen, in nächster Zeit in die Grundversicherung der Krankenkassen eingegliedert zu werden, ohne damit Substanzielles der Psychoanalyse preiszugeben.

Zwei Beiträge aus der Presse — einer über das Leben der Psychoanalyse, der andere über Genderismus — beschließen diese Ausgabe, zusammen mit einer Vorschau auf kommende Veranstaltungen. Ein Blick darauf zeigt, dass uns ein interessantes und qualitativ anspruchsvolles Semester bevorsteht.

Das Erscheinen der nächsten Ausgabe ist auf Ende Juni geplant. Es hängt jedoch davon ab, ob Beiträge eingesandt werden. Wer ist befugt, im *che vuoi* zu schreiben? Alle, die es erhalten, es gibt keine Zensur, lediglich formale Kriterien wie Orthographie und Respektierung grammatischer Regeln sind notwendig. In diesem Sinne freue ich mich über kommende Einsendungen.

Peter Widmer

Beiträge aus dem Lacan-Seminar

Die Assoziation für die Freudsche Psychoanalyse (AFP) vor der Auflösung

Peter Widmer

Es kommt wohl nicht oft vor, dass sich eine psychoanalytische Vereinigung selber auflöst. Die Assoziation für die Freudsche Psychoanalyse ist dabei, dies zu tun. In ihrer Sitzung vom 8. Februar hat sie diesen Beschluss gefasst, so dass nun die Liquidatoren diesen Schritt rechtlich vollziehen müssen, was auch verbunden ist mit der Verteilung des Vermögens.

Natürlich ist es bedauerlich, dass es die AFP, 21 Jahre nach ihrer Gründung, nicht mehr geben wird. Wenn man genauer hinsieht, ist dieser Entscheid gewiss nicht gleichzusetzen mit einem Misserfolg. Viele Gründe haben die Mitglieder zur Einsicht gebracht, dass eine Auflösung einer dahinschleppenden Agonie vorzuziehen ist: Zur Zeit ihrer Gründung ((1993) sah die psychoanalytische Landschaft in den deutschsprachigen Ländern, was Lacan betrifft, anders aus. Es gab nur wenige Analytiker, die mit seiner Lehre zu arbeiten versuchten, auch die theoretische Beschäftigung beschränkte sich auf wenige Personen, meist solche, die Dissertationen oder Diplomarbeiten über Lacan verfassten. Die Gründung einer Vereinigung entsprach einem Wunsch, sich nicht nur schriftlich auszutauschen, sondern auch mündlich. Heute sieht die Situation wesentlich anders aus; es gibt zahlreiche Institutionen, Gruppierungen, die sich mit dem lacanschen Diskurs auseinandersetzen, und in vielen Universitäten ist es schon längere Zeit üblich, Arbeiten von Lacan beizuziehen oder als Gegenstand von Forschung zu verwenden. Auch der zweite Grund, der die AFP lange trug, wurde mit der Zeit obsolet: Die Statuten sehen die Förderung von Übersetzungen und die Koordination von Gruppierungen vor. Heute sind sie so zahlreich und eigenständig, dass das Ansinnen, sie zu koordinieren, kaum je Gehör findet bei den Betroffenen, es sei denn, es wäre mit finanziellen Zuwendungen verbunden. Es kommt dazu, dass sich auch die politischen Gegebenheiten verändert haben: Die Psychotherapiewelle, die auch die Psychoanalyse zu verschlucken droht, jedenfalls sie bedroht, war in den Gründungsjahren der AFP noch kaum bemerkbar. Die AFP versuchte am Anfang, sich gegen die Vereinnahmung der Psychoanalyse zu wehren, blieb aber ohne Erfolg und wendete sich vermehrt klinischen Fragen zu. Damit entstand eine Kluft, denn in den französischsprachigen Ländern gelang es den Psychoanalytikern dank ihres Engagements, eine Eigenständigkeit zu bewahren. Schließlich wendeten die AFP-ler wohl zu wenig Aufmerksamkeit dem Nachwuchs zu. Im Laufe des über weite Strecken recht intensiven Austauschs bildeten sich Züge einer eigenen Kultur aus, die es für Neueintretende nicht einfach machte, sich für eine Mitgliedschaft zu bewerben, was zur Folge hatte, dass die meisten Mitglieder das siebte Jahrzehnt schon überschritten haben.

Ob es eine Nachfolge-Institution gibt, ist eine offene Frage. Sie müsste meines Erachtens mehr politisches Profil haben, Teil einer Bewegung werden, die sich gegen die Eingliederung der Psychoanalyse in das Gesundheitssystem wehrt und die es in den deutschsprachigen Ländern erst ansatzweise gibt. Zum vornherein müsste dabei die Bezeichnung „Laienanalyse“ wegfallen, perpetuiert ihre Verwendung doch die Hierarchie zwischen medizinischer und nicht-medizinischer Herkunft der Analyse, so, als ob nicht längst klar wäre, dass eine Medizin-Ausbildung für die Qualifikation zum Psychoanalytiker nicht mehr taugt als andere Ausbildungen auch. Außerdem müsste an der Behebung einer strukturellen Schwäche, die der AFP eigen war, gearbeitet werden: Als überregionale, länderübergreifende Vereinigung wäre sie darauf angewiesen gewesen, sich auf regionale Gruppierungen, Institutionen abzustützen. Solche gab es jedoch nur wenige, ihr Austausch mit der AFP ließ zudem zu wünschen übrig. So kompensierte denn das Psycho-

analytische Kolleg manches Versäumnis hinsichtlich eines Bildungsangebots, das sich von Veranstaltungen in IPA-Institutionen und anderen psychoanalytischen Vereinigungen punkto eines selbstverantworteten Curriculums unterscheidet.

Gleichwohl bleibt das Fazit, dass die AFP viel zur Verbreitung des lacanianischen Diskurses in den deutschsprachigen Ländern beigetragen hat. Ohne ihre Arbeiten — Kongresse, Publikationen, Arbeitstreffen — ohne das Band einer Arbeitsübertragung, das über viele interne Schwierigkeiten in organisatorischen Fragen hinweghalf und zur Ausstrahlung der AFGP beitrug — sähe die psychoanalytische Landschaft heute ärmer aus. Es ist nun vor allem an der jüngeren Generation, Ideen zu entwickeln, wie wiederum etwas Länderübergreifendes zustande kommen kann.

In diesem Zusammenhang sei auf ein erstmaliges Treffen mit dem Psychoanalytischen Kolleg hingewiesen, das am kommenden 20. – 22. Juni in Zürich stattfindet und dem Thema „Affekt und Phantasma“ gewidmet ist. Hier eröffnen sich Möglichkeiten einer neuen Zusammenarbeit, die dem Lacan-Seminar die Möglichkeit zu einer überregionalen Zusammenarbeit, dem Kolleg diejenige eines regionalen Schwerpunkts eröffnet.

Das Kind, das Tablet, die Zeit und der Körper

Dagmar Ambass

Vorbemerkung

Ich arbeite als Erziehungsberaterin im Frühbereich. Obwohl Françoise Dolto und andere Psychoanalytiker und -analytikerinnen viel zum Verständnis der Entwicklung kleiner Kinder beigetragen haben, werden diese Beiträge von Fachpersonen des Frühbereichs im deutschsprachigen Raum wenig berücksichtigt. Um die Bedeutung von Frustration, Mangel und Angst als Mot(ivat)or für weitere Entwicklungsschritte des Kindes zu erfassen, erscheinen mir jedoch die auf die Lacansche Theorie zurückgehenden Konzepte zentral.

Daher habe ich mich auf die Suche nach Beiträgen zur Förderung des Kindeswohls im französischsprachigen Raum gemacht und bin auf das Projekt Yapaka gestoßen. Die Internetseite wird vom Ministère de la Fédération Wallonie-Bruxelles von Belgien sowohl Eltern als auch Fachpersonen zur Verfügung gestellt und soll einen Beitrag zur Verhinderung von Misshandlungen an Kindern leisten.

Über diese Seite bin ich auf den Beitrag von Mr. Tisseron gestossen. Tablets, Handys und Computer sind heute im Alltag kleiner Kinder überaus präsent und Eltern haben ein mehr oder weniger ungutes Gefühl, wenn kleine Kinder ein Geschick im Umgang mit diesen Geräten entwickeln.

Blog von Serge Tisseron <http://www.sergetisseron.com/blog/l-enfant-la-tablette-le-temps-et>

Jeder weiss um die Faszination, die Tablets, Smartphones und andere Konsolen auf Kinder ausüben. Schon nach einer flüchtigen Berührung können sie ein überraschendes Resultat ihrer Geste bewundern. Diese Erfahrung erinnert in gewisser Weise an jene, die das Kind macht, wenn es verzückt von seinem Fingerabdruck im Brei ist, oder die Faszination über die Spur, die seine Handbewegung auf einem Stück Papier hinterlässt, sobald man ihm einen Stift anvertraut. In beiden Fällen verwandelt es die Welt und geniesst sein Spiel. Beim Tablet handelt es sich allerdings nicht mehr um die Einschreibung seiner Geste, um das Hinterlassen einer unauslöschlichen Spur, sondern es ist Zauberei im Spiel, ein Feuerwerk, ein Blendwerk. Kurz gesagt, alles ist schöner, alles ist magisch. Warum sollte man eine so befriedigende Tätigkeit begrenzen? Weil sie in zweierlei Hinsicht problematisch ist: einerseits in Bezug auf die Zeit und andererseits in Bezug auf den Körper.

Sich auf die Zeit einlassen

Wenn sich die Geste des Kindes durch einen Strich einschreibt, entdeckt es gleichzeitig sowohl seine Fähigkeit die Welt zu verändern als auch die Tatsache, dass seine Handlung irreversibel ist. Dagegen entführen uns die digitalen Technologien in eine Welt, wo alles wieder gelöscht werden kann. Es steht nicht zur Diskussion, ob die digitale Welt und die damit verbundene Kultur verschieden sind von den Erfahrungen und der Kultur in der realen Welt. Sie sind es offensichtlich. Uns interessiert vielmehr, auf welche Weise wir diese Unterschiedlichkeiten am besten integrieren und erkennen können, wie wir uns in der Alltags- und wie in der digitalen Welt adäquat verhalten. Wir Erwachsenen haben keine grossen Probleme damit, denn wir sind in einer Welt gross geworden, in der jede unserer Handlungen irreversibel war. Wir konnten Bauklötze aufeinanderstapeln, sie zum Einsturz bringen und sie wieder aufeinanderstapeln. Aber beim zweiten Mal war das Ergebnis nie identisch mit dem ersten Mal. Wir lernten zuerst, uns in der konkreten Welt

zurechtzufinden, bevor wir nachträglich in der digitalen Welt eine Orientierung finden mussten. Das Kind muss zuerst die Irreversibilität seiner Handlungen akzeptieren können. Dies ist die Grundvoraussetzung für die Akzeptanz der Zeitlichkeit. Man könnte natürlich die Entwicklung einer Software für Kinder in Betracht ziehen, die die Umkehrbarkeit einiger Handlungen mit der Irreversibilität anderer kombiniert, analog zum Radiergummi, der Spuren auf dem Blatt eliminieren kann. Jedoch beseitigt der Radiergummi die Spuren nie vollständig und er erlaubt es nicht, beliebig oft von vorne zu beginnen. Am Ende beschädigt er das Papier. Zweifellos wird eines Tages Software existieren, die ganz kleinen Kindern in digitaler Form die Erfahrung zugänglich macht, dass die Welt irreversibel ist und gleichzeitig, dass sie die Macht und die Fähigkeit besitzen, die Welt mit einer Handbewegung zu transformieren. Aber diese Software existiert noch nicht und so wie die Technologie heute beschaffen ist, ist sie beim Benutzer untrennbar mit dem Glauben verbunden, dass er jede einzelne seiner Handlungen wieder rückgängig machen kann.

Sich auf den Körper einlassen

Der Bezug zum eigenen Körper bildet sich durch das Erleben einer Handlung und der gleichzeitigen Wahrnehmung der Zeit, die beim Handeln vergeht, heraus. Die Fertigung des Körperbildes setzt einen Bezug zum Raum, in dem die Bewegung stattfindet, und zur Zeit, die sie in Anspruch nimmt, voraus. Wenn das Erschaffen von Formen einzig an den Gebrauch eines Fingers, ja nicht einmal der ganzen Hand, wie es beim Tablet der Fall ist, gebunden ist, kommt dies einer Amputation von eigentlich unentbehrlichen Körpererfahrungen gleich. Wenn noch dazu das Tablet zur Verfügung steht, während das Kind mit fundamentalen körperlichen Vorgängen wie Essen oder Ausscheiden beschäftigt ist (einige Hersteller haben mit Konsolen kombinierte Töpfchen entwickelt), wird regelrecht verhindert, dass der Bezug zu Zeit und Raum hergestellt werden kann. Nur durch den vollkommen in eine Handlung vertieften Körpermenschen kann die Existenz in ihrer Zeit- und Raumdimension ganz begriffen werden. Wenn der Körper von der Aufmerksamkeit für seine eigenen Funktionen abgeschnitten ist, kann er sich nicht mehr als eigener Körper konstituieren. Er wird zur Körpermaschine, beliebig unterteilt in vielfältige Funktionen. Je mehr die Aufmerksamkeit des kleinen Kindes von den Erfahrungen, die die Wahrnehmung des Körpers als zu ihm gehörig begründen, abgelenkt wird, riskiert es, später an Phänomenen wie Desorientierung, Verwirrung und Angst zu leiden. So wie der durch die moderne Technologie unzureichend vermittelte Bezug zur Zeit kann auch die mangelnde Körperwahrnehmung zu einer verzerrten Vorstellung der eigenen Existenz führen. Wenn wir den Gebrauch des Tablets für kleine Kinder ablehnen (abgesehen von sehr punktuellen und vom Erwachsenen begleiteten Ausnahmen), so um ihm die Zeit zu geben, sich zunächst in und mit seinem Körper und in der Zeit orientieren zu lernen. Das bedeutet auch, dass es später eine befriedigende Beziehung zur digitalen Welt herstellen und eine adäquate Distanz dazu finden kann, relativ zur Gesamtheit seiner Erfahrungen mit der Welt. Ein Kind, das gelernt hat, mit realen Bauklötzen zu hantieren, wird viel dabei gewinnen, wenn es virtuelle Klötze zusammenfügt. Aber ein Kind, das keine wirklichen Klötze aufeinander stapeln kann, wird den virtuellen Klötzen nichts abgewinnen können.

Aus dem Französischen von Dagmar Ambass

Eine Gruppe von Freunden der Freudschen Psychoanalyse aus verschiedenen Ländern appelliert an die organisierten Psychoanalytiker, ihre politische Abstinenz aufzugeben und die psychoanalytische Ausbildung zu reformieren.

Zur gegenwärtigen Situation der Psychoanalyse — ein Aufruf

„Ich kann die Wünsche heuer gut brauchen, denn alle bösen Geister sind gegen mich losgelassen, aber ich kenne sie schon seit vielen Jahren und fürchte mich vor ihnen wenig.“

S. Freud an Max Eitingon, 7. 1. 1913

Rückblick

Joseph Breuer und Sigmund Freud sprengten den Rahmen der naturwissenschaftlich-technischen Medizin ihrer Zeit, indem sie die befremdlichen hysterischen Phänomene (somatische Leiden ohne organischen Befund) nicht als „Simulationen“ abtaten, sondern ihre Patientinnen (vor allem Bertha Pappenheim und Anna von Lieben) und ihre Patienten als Partner und Auskunftgeber ernstnahmen und sich auf einen anamnestischen Dialog mit ihnen einließen. Freud wurde darüber, wie vor allem seine Briefe an Wilhelm Fließ zeigen, von einem Objekt- zu einem Subjektwissenschaftler, genauer: zu einem Kritiker der „zweiten“ oder Pseudo-Natur der lebens- und der sozialgeschichtlich konstituierten Institutionen. Mit der Entdeckung, dass die Übermacht der neurotischen Produktionen (oder „Privatreligionen“) der von der Domestizierungs-Kultur überforderten Individuen ebenso wie diejenige der kulturellen Institutionen vom Typus der etablierten Kollektiv-Religionen darauf beruht, dass deren Bildungsgeschichte vergessen (oder „verdrängt“) worden ist, wurde die Psychoanalyse zur Sozialwissenschaft. Freud beharrte freilich (vermutlich in Erinnerung an Francis Bacon) darauf, auch (und gerade) das von ihm entwickelte Verfahren, das Rätsel von Institutionen zu lösen, die die (vergesellschafteten) Individuen einschränken und niederhalten, statt ihre Potentiale zur Entfaltung zu bringen, gehöre zu einer recht verstandenen Naturwissenschaft.

Der Zusammenhang der Therapie, die darauf abzielt, „Neurotiker“ wieder zu Autoren ihrer Lebensgeschichte zu machen, mit der in der Traumdeutung entwickelten neuartigen Psychologie des Unbewussten (also der „Metapsychologie“) und mit der Suche nach einer „Kultur, die keinen mehr erdrückt“ (Freud), erschien den freudianisch orientierten ÄrztInnen und PsychologInnen, die sich als TherapeutInnen in zunftmäßig organisierten Vereinen zusammenfanden, als bald wenig plausibel. Vor allem das Junktum von Therapie und Kulturkritik (also das Verständnis der Therapie als einer praktischen Kulturkritik) galt ihnen – in der Ära der totalitären Bewegungen und Regime – als ein politisches Risiko und wurde stillschweigend fallengelassen. Die Therapie, als „Technik“ verstanden – und als solche vermeintlich für die unterschiedlichsten „Zwecke“ brauchbar –, verselbständigte sich gegenüber der sie fundierenden Freudschen Trieb- und Sprachtheorie. Diese wurde vor allem von SozialphilosophInnen und LiteraturwissenschaftlerInnen aufgenommen und weiterentwickelt, was die organisierten Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen in ihrer Mehrheit ignorierten oder ablehnten.

Freud selbst versuchte, die Psychoanalyse (als Theorie und Organisation) durch Neutralisierung aus dem von ihm erwarteten europäischen Bürgerkrieg herauszuhalten. In den Jahren 1932/33 betonte er zum einen – in der letzten seiner Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse –

noch einmal deren anti-ideologisch naturwissenschaftlichen Charakter und leitete zum andern den Ausschluss von Wilhelm Reich, dem Exponenten der „Freudschen Linken“, in die Wege.

Ideologen wie Carl Müller-Braunschweig beeilten sich 1933, um der „Rettung“ der Psychoanalytiker-Organisation willen, ihre therapeutische Technik in den Dienst der „nationalsozialistischen Erhebung“ zu stellen. In den Jahrzehnten vor dem kampflosen Sieg der Hitlerbewegung, die 1933 sowohl die psychoanalytische als auch die (revolutionäre) Arbeiterbewegung zum Stillstand brachte, hatten sich die Freudianer als eine liberale, philanthropische, sozialpädagogisch-pazifistische, therapeutisch aktive Interpretationsgemeinschaft verstanden und sich im Parteienspektrum am ehesten der reformistischen Mehrheits-Sozialdemokratie nahe gefühlt. Die kulturkritische Grundtendenz, der wissenschaftstheoretische Status und der politische Gehalt der Freudschen Therapeutik wurden ihnen erst gegen Ende der Weimarer Republik zum Problem. Die Stilisierung zu einer „Naturwissenschaft“ und die Reklamierung politischer Neutralität gingen zu Lasten der sozialistischen Minderheit der Organisation. Fortan galt die „soziologische Interpretation psychoanalytischer Befunde“ (Ernest Jones, 1949) als Ketzerei und die politische Aktivität in „linken“ Organisationen als unstatthaft, weil sie den Bestand der psychoanalytischen Vereine gefährde. Nahmen freudianische TherapeutInnen den Antiautoritarismus der „freien Assoziation“ – des „Abbaus“ des Über-Ichs (Ferenczi) – ernst und wollten ihm auch außerhalb der psychoanalytischen Kur Geltung verschaffen, wandten sie sich also gegen den politischen Status quo, dann drohten ihnen (wie Wilhelm Reich) Isolierung und Ausschluss. Kooperierten sie hingegen mit Instanzen des totalitären Staats und fanden sie sich bereit, ihr ärztliches Wissen zur Heilung von Funktionären, zur Bekämpfung von Regimegegnern (oder gar zur Eliminierung von Missliebigen) zur Verfügung zu stellen, dann verstanden sie sich als Spezialisten und glaubten, sie seien weder für die jeweiligen Zwecke, für die sie ihre Technik einsetzten, verantwortlich, noch für das humanteknische Rahmenprogramm des faschistischen Menschenfresser-Staats, der sie tolerierte, sofern sie auf Kritik und Widerstand verzichteten, der Freudschen Aufklärung abschworen und sich um ihre verjagten oder umgebrachten Kolleginnen und Kollegen nicht weiter bekümmerten. Im Zuge des „Aufschwungs“ der „arisierten“ Psychotherapie(n) in den Vorkriegs- und Kriegsjahren wurde die „Medizinalisierung“ (Paul Parin) der Psychoanalyse zu ihrem verschwiegenen Programm.

Die organisierte Psychoanalyse war nie unpolitisch (oder „neutral“). Was ihre Sprecher als „politischen Missbrauch der Psychoanalyse“ verfeimten, war eine Theorie und Praxis, die sich gegen den Status quo richtete, sich also – dem Freudschen Programm getreu – für die Überwindung einer Kultur der Kriege, der Massaker und des Aberglaubens engagierte. Die Politik im Dienste der bestehenden Ordnung (und der jeweils „stärkeren Bataillone“) hingegen – auch die Politikberatung der US-Regierung und des FBI nach dem Kriegseintritt der USA und, später, in den Jahren des „Kalten Krieges“ – wurde von den psychoanalytischen PraktikerInnen und FunktionärInnen gar nicht als „Politik“ wahrgenommen (und darum stillschweigend akzeptiert oder vom psychoanalytischen Establishment gebilligt).

Die ideologische Weichenstellung der frühen dreißiger Jahre – Neutralisierung der Psychoanalyse als „Naturwissenschaft“, Primat der therapeutischen „Technik“, Verpönung des politischen Engagements von Psychoanalytikern, sofern es sich gegen den Status quo richtet – hat in der Geschichte der organisierten Psychoanalyse Schule gemacht. Was zunächst eine Notmaßregel in schwieriger Zeit zu sein schien, verfestigte sich alsbald zu einer institutionellen Norm. Vor dem Hintergrund der unverstandenen und unbewältigten Vertreibung der jüdischen und sozialistischen PsychoanalytikerInnen aus den Bildungszentren Berlin, Wien und Budapest – ihrer Verfolgung und, in nicht wenigen Fällen, ihrer Ermordung –, der Diskriminierung und Marginalisierung der Psychoanalyse in der stalinistischen Sowjetunion (und ihren Satellitenstaaten) sowie der

(späteren) Verfolgung von Psychoanalytikern in lateinamerikanischen Folter-Regimen hat diese innerverbandliche Normierung direkt und indirekt die Auswahl und die Ausbildung der nachfolgenden Generationen von PsychoanalytikerInnen bestimmt.

Anpassung heute

Das Problem der Psychoanalyse resultiert aus ihrer Stärke. Weil ihre Einsichten zu einem kritischen Verständnis der Lebens- und der Kulturgeschichte befähigen können, steht sie im Widerspruch zu den herrschenden Verhältnissen. Der anspruchsvolle Balanceakt, gleichzeitig in und gegen die Verhältnisse zu wirken, gelingt heute wohl noch weniger denn je. In dem Maße, wie die Psychoanalyse sich auf die bestehenden Verhältnisse eingelassen hat, ist sie von diesen selbst durchdrungen worden. Sie ist zum Opfer einer Ökonomisierung geworden, die das, was an ihr spezifisch ist, untergräbt. Im Wettbewerb mit „rentableren“, biomedizinisch orientierten Therapien erscheint sie als dysfunktional. Die anspruchsvolle psychoanalytische Therapie, die Symptome nicht unterdrückt oder verschiebt, sondern Individuen, die von den Anforderungen ihres Milieus erdrückt werden, ein Stück ihrer Souveränität zurückzugeben sucht, gerät auf dem Markt der tausend Heilsversprechen ins Hintertreffen. Die schwierige Situation, in der viele psychoanalytische Institutionen und TherapeutInnen sich derzeit befinden, macht sie für problematische Kompromisse anfällig; sie halten nach Verbündeten Ausschau, auch wenn es die falschen sind.

Um „allen Bevölkerungsschichten Zugang zu psychoanalytischen Behandlungen zu ermöglichen“, hatten die psychoanalytischen Vereinigungen in der Bundesrepublik Deutschland darauf hingearbeitet, dass die psychoanalytische Therapie in den Leistungskatalog der gesetzlichen Krankenkassen aufgenommen wurde. Weil sie damit gesellschaftlich Einfluss nehmen wollten, drängten sie auf Anerkennung. Um den „Versorgungsbedarf“ zu sichern, musste eine große Zahl von AnalytikerInnen ausgebildet werden, die von „Kassenbehandlungen“ abhängig wurden, mithilfe deren sie ihren Lebensunterhalt sichern.

Die Ausbildung von psychoanalytisch orientierten PsychotherapeutInnen verlangt aber mehr denn je Strukturen, die sich von herkömmlichen Unterrichtsmodellen stark unterscheiden und auf die die kurrenten Lernkontrollen nicht passen. Psychoanalytisches Wissen kollidiert – wie dasjenige, das andere kritische Sozialwissenschaften vermitteln – mit dem Commonsense der Ausbildungskandidaten. Es erzeugt nicht nur eine kognitive, sondern vor allem eine affektive Dissonanz. Dies „Überraschungsmoment“ kann zu einer Änderung des hergebrachten Referenzschemas führen. Dabei handelt es sich aber nicht um einen einfachen Lernprozess, sondern um einen Bildungsprozess, der Zeit erfordert und sich darum gegen seine Ökonomisierung sperrt.

Die vorherrschende Entwicklungstendenz ging freilich in eine ganz andere Richtung. Als bald glaubte man sich gezwungen, die eigene Praxis sowie die psychoanalytische Aus- und Weiterbildung mit den Anforderungen von Krankenkassen und Ärztekammern in Einklang zu bringen, das heißt, eine Ökonomisierung der Psychoanalyse – über die Fremd-Begutachtung der Kostenübernahme-Anträge, Stundenzahlbegrenzungen etc. – in die Wege zu leiten. Dadurch änderten sich das Selbstverständnis, die Praxis und die Forschung. Seither schreiben PsychoanalytikerInnen keine „Novellen“ mehr, sondern Bewilligungsanträge. In ihren Diagnosen werden nicht mehr Triebkonflikte benannt, sondern die Buchstaben und Ziffern des ICD 10 aufgeführt, eines Diagnose-Systems, das Konfliktdynamiken durch isolierte Krankheits-Phänomene und Symptom-Cluster ersetzt. Sie folgen damit einem Verständnis von Krankheit, das der tayloristischen Zerlegung biografisch entstandenen und gesellschaftlich verursachten seelischen Leidens entspricht. Dies Diagnose-System ist vorwiegend an der Verhaltenstherapie und an den Neurowissenschaften orientiert.

Seine Adoption durch psychoanalytische TherapeutInnen führt zu einer Art „Entkernung“ der psychoanalytischen Lehre, nämlich zur „Entsorgung“ der Trieb- und Konflikttheorie, der Theorie neurosrelevanter Interaktionsformen und der Organismus-Umwelt-, also Gesellschafts- oder „Kultur“-Beziehung. Im Zuge dieser Entwicklung wird die Psychoanalyse, die sich seit den siebziger Jahren auch in Lehre und Forschung der Universitäten etablieren konnte, aus ihnen wieder verdrängt. Diese neuerliche Marginalisierung erfasst zunehmend auch rein therapeutisch arbeitende Einrichtungen.

Diese Entwicklungen werden seitens der psychoanalytischen Kommunität zwar beklagt, stießen und stoßen jedoch nicht auf Widerspruch und Widerstand. Allmählich bildete sich der heute vorherrschende Typus von politisch abstinenten, timiden PsychoanalytikerInnen heraus, die mit den bestehenden Verhältnissen ihren Frieden gemacht haben und „brennenden Zeitproblemen“, so gut es immer geht, ausweichen. Gegenwärtig umfasst die freudianische Fraktion der Intelligenzija nicht mehr nur ein paar Hundert, sondern viele Tausende von TherapeutInnen, die freilich in den politischen Kämpfen unserer Zeit keine Stimme haben. Das Freudsche Junktim von Forschen und Heilen wird zugunsten der Übernahme „objektivistischer“ Forschungsstandards, die der Selbstrechtfertigung dienen, stillschweigend aufgegeben. Die von Seiten der staatlichen Wissenschaftspolitik betriebene Mittelverknappung zwingt zur Drittmittelforschung und überantwortet die psychoanalytische Forschung dem „Würgegriff der Ökonomie“. Die Mehrheit der PsychoanalytikerInnen tendiert dazu, sich mit den Gegnern der Psychoanalyse zu arrangieren, und versucht, das Freudsche Erbe mit der aktuellen Neurowissenschaft und der Kognitionspsychologie in Einklang zu bringen. Freud wird im Nachhinein zu einem Hirnforscher erklärt, die Psychologie des Unbewussten hingegen zu einem mehr oder weniger überflüssig gewordenen Notbehelf. Im Rahmen der „Neuropsychanalyse“ wird der „Trieb“ zur Funktion eines pathologisch-anatomisch identifizierbaren „seeking systems“, das Unbewusste zum „impliziten Gedächtnis“; die Metapsychologie erscheint als obsolet, und in den Neurosen sieht man eine rein innerseelische Angelegenheit beziehungsweise die Folge von „Traumen“.

Realangst erzeugt die Tendenz, den „kommandierenden Bedürfnissen“ (Nietzsche) der Gegenwart nachzugeben: Angst vor finanziellen Einbußen, wenn man sich den Anforderungen der Krankenkassen nicht fügt, Angst vor dem Niedergang von Institutionen, denen Forschungsmittel gestrichen werden oder PatientInnen und AusbildungskandidatInnen davonlaufen, wenn sie sich dem herrschenden Ökonomisierungs- und Effizienzwahn zu entziehen suchen. Werden solche Ängste nicht thematisiert und in der „psychoanalytic community“ diskutiert, bleibt den Betroffenen nur die Flucht nach vorn – vorauseilender Gehorsam mit schlechtem Gewissen.

Gesellschaftlicher Kontext und Ausblick

Der analytisch begründete Einspruch gegen die fortschreitende Unterwerfung der Individuen und ihrer Lebenswelten unter die Interessen von Ökonomie und politischer Verwaltung ist dringend geboten, weil die äußeren und inneren Freiräume, deren gerade die Psychoanalyse bedarf, infolge von Ökonomisierung, biopolitischer Kontrolle und universeller Überwachung durch Geheimdienste ständig weiter eingeengt werden.

Kolonisierung und biopolitische Kontrolle

Der Erfolg des kapitalistischen Wirtschaftssystems beruht darauf, menschliches Leben in all seinen Regungen zu standardisieren, sodass es berechenbar wird und den Erfordernissen der Renditenwirtschaft untergeordnet werden kann. Längst geht es nicht mehr nur um die Ausbeutung der

menschlichen Arbeitskraft, sondern um die Kapitalisierung aller Bereiche menschlicher Existenz – der Ernährung, der Bildung, der Gefühle (online-dating, Beratung, Therapie ...), der sozialen Beziehungen (Kapitalisierung der Pflege etc.), der Kommunikation (durch soziale Netzwerke und die Massenmedien), des Teilens (mit Hilfe des Geschäftsmodells der „shared economy“), der Solidarität (durch die Privatisierung von Gemeingütern), ja sogar des Organismus (durch Gentechnologie, Reproduktionsmedizin und Organhandel).

Die zunehmende Durchdringung der Körper, Affekte, Institutionen durch das kalkulierende Denken geht mit der Einengung individueller Handlungs-Spielräume einher. Zum Ideal wird der Mensch als „Bioautomat“, der einen störungsfreien Produktionsprozess garantiert, keinem Sozialversicherungsträger zur Last fällt und bis ins hohe Alter Waren und Dienstleistungen konsumiert, darunter vor allem auch solche, die seiner Gesundheit und Ertüchtigung dienen. So wird aus dem „Recht auf Gesundheit“ die „Verpflichtung zur Gesundheit“. Der menschliche Leib gilt nicht mehr als etwas Privates, sondern als Objekt biopolitischer Kontrollen und bestmöglicher Verwertung.

Mit großem Tempo sind in der Medizin Techniken entwickelt worden, die nicht mehr nur der Verhaltenskontrolle dienen, sondern direkt normierend ins organische Substrat eingreifen: Vorgeburtliche Diagnostik, Transplantationsmedizin, Gen-Therapie. Mit der Tendenz, das Psychische auf neurophysiologisch fassbare Gehirnfunktionen zu reduzieren, korrespondiert die „Erfindung“ neuartiger oder die Uminterpretation altbekannter Pathologien (ADHS, Depressionen etc.), deren Eindämmung dann in großem Maßstab gewinnbringend mit Hilfe neu entwickelter Psychopharmaka betrieben wird.

Kulturelle Erosion

„There is no such a thing as society“, erklärte Margaret Thatcher Ende der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts und umriss damit das Programm für die marktkonforme Umgestaltung unserer Lebenswelt. Um trotz nachlassendem Wirtschaftswachstum Rendite erwirtschaften zu können, drängte das Kapital auf die Senkung der Produktionskosten, die Deregulierung der „Märkte“ und auf eine Kapitalisierung von gemeinwirtschaftlichen Institutionen. Dass diese als gemeinnützige auch unrentabel arbeiten konnten, trägt ihnen nun nicht nur den Vorwurf ein, sie wirtschafteten verschwenderisch, sondern auch den, sie entmündigten ihre Klientel.

Die fatale frühkapitalistische Ideologie, wonach das private Interesse letztlich dem Allgemeinwohl förderlich sei, feiert fröhliche Urständ. Nicht mehr Solidarität und Gemeinwohl sind Trumpf, sondern „Eigenverantwortung“ und eine „unternehmerische“ Lebensführung. Auch die Habenichtse sollen wenigstens „Ich-AGs“ gründen. Von der Kita bis zum Seniorenheim herrscht die Konkurrenz aller gegen alle, angefeuert von den allgegenwärtigen Rankings, bei denen immer nur einer oder eine SiegerIn sein kann.

Über den Zugang zu Bildung, Gesundheit und Kultur wird immer weniger im Hinblick auf erkämpfte und kodifizierte Rechte entschieden. Stattdessen setzt sich der oder die Stärkere, setzt die private Kaufkraft sich durch. Nicht Schulen und soziale Sicherungssysteme gelten als systemrelevant, sondern Banken, zu deren Rettung jedes Mittel erlaubt ist, auch der soziale Kahlschlag und die „Freisetzung“ von „redundant“ und „homeless people“. Wo es um die Bewertung von Institutionen und Praktiken geht, werden traditionelle Werte durch betriebswirtschaftliche Kennziffern verdrängt. Quantifizierung ist das Gebot der Stunde: In Kliniken geht es um die möglichst hohe Bettenauslastung, in Kommunen um erfolgreich „gedeckelte“ Budgets, im Fernsehen um die Einschaltquoten, im Kino und in den Museen um die Maximierung von Zuschauer-

und Besucherzahlen, in Schulen und Universitäten um die Vermehrung der durchgeschleusten SchülerInnen, StudentInnen und DoktorandInnen, in der Forschung um die eingeheimsten Drittmittel, Zitationsquoten und die Zahl der eingereichten Patente. Gesundheit wird zur Ware, ÄrztInnen und ProfessorInnen mutieren zu Unternehmern und Patienten und Studenten zu Kunden.

In und gegen die Verhältnisse

Die Psychoanalyse ist auf der Suche nach einem Ausweg aus kulturellen wie lebensgeschichtlichen Sackgassen entstanden. Einen Ausweg zu finden, scheint unter den gegenwärtigen Verhältnissen schwieriger noch als unter denjenigen, unter denen Freud seine neuartige Institutionenkritik formulierte.

Paul Parin schrieb, es komme darauf an, „in einer irrsinnig selbstgefährdeten Welt Inseln von Vernunft zu schaffen“. Dazu gehört, dass die psychoanalytische Kritik sich gegen die Kolonialisierung der Lebenswelt wendet und den Auszug, den Exodus aus der Humantechnik befördert. Es ist an der Zeit, dass die PsychoanalytikerInnen sich wieder auf ihre Hauptaufgabe besinnen: Individuen und Gruppen Möglichkeiten zu eröffnen, sich der ökonomischen Standardisierung des Lebens zu verweigern und neuartige, autonome Lebens- und Arbeitsformen zu kreieren.

Erst-Unterzeichner:

Susi Anderle, Mathis Bromberger, Markus Brunner, Helmut Dahmer, Oliver Dietze, Sabine Emmerich, Karl Fallend, Hans Füchtner, Thomas Gebauer, Michael Giefer, José Antonio Gimbernat, Albrecht Götz von Olenhusen, Kurt Grünberg, Ursula Hauser, Tamara Jupiter, Anthony D. Kauders, Ulrike Körbitz, Jordi Maiso, Gordana Jovanovic, Wolfgang Leuschner, Henry Lothane, Gert Lyon, Sama Maani, Emilio Modena, Bernd Münk, Bernd Nitzschke, Eva Novotny, Andreas Peglau, Johannes Reichmayr, César Rodríguez Rabanal, Elisabeth von Salis, Thomas von Salis, Manfred Sauer, Elisabeth Troje, Elisabeth Vykoukal, Andrea Weber, Mechthild Zeul, Markus Zöchmeister...

Dieser Beitrag wurde von Thomas Vogt, Freiburg i.Br. eingesandt.

Zur Diskussion um «Gender» und «Genderismus». Wider Natur und Schöpfungsordnung?

Seit längerem schon ist der Begriff «Gender» in Gebrauch, der das sozial geprägte vom biologisch geprägten Geschlecht unterscheidet. Nun hat ein Kirchenmann vermutet, dahinter verberge sich eine unwissenschaftliche Ideologie. Worum geht es?

Katrin Meyer

Sprache kann Neues denkbar machen und Unbekanntem durch Bezeichnung Wirklichkeit verschaffen. Die Sprache eröffnet damit immer auch die Arena für Debatten darüber, was wie zu sagen ist und welche Realitäten Gestalt annehmen. Ein solches Terrain des Streits bietet seit einiger Zeit der aus dem Englischen kommende Begriff «Gender», der dazu dient, das soziale, gesellschaftlich bedingte Geschlecht vom biologischen Geschlecht – «Sex» – zu unterscheiden und der, ursprünglich geprägt in der Psychologie und Soziologie der 1950er Jahre, mittlerweile einen der wichtigsten Begriffe der akademischen Gender-Studies darstellt. – Zum Thema «Gender» äusserte sich jüngst, wie bekannt, auch der Churer Bischof Vitus Huonder, der sich dabei zu einer eigenen Begriffsschöpfung hat anregen lassen. Gender bedeute, so Huonder, «Genderismus». Und Genderismus wiederum sei eine tendenziell «totalitäre» Ideologie, deren Ziel darin bestehe, «jede «sexuelle Identität» als gleichwertig zu akzeptieren». Der Genderismus verstosse damit gegen die Natur, gegen naturwissenschaftliche Erkenntnisse und gegen die christliche Schöpfungsordnung.

Demokratie und liberale Institutionen

Wer dem Begriff Genderismus im Internet nachgeht, landet entweder bei der bischöflichen Rede oder bei einer dubiosen Vereinigung, die auf ihrer Frontseite behauptet, der Genderismus sei die «Rassenlehre des 21. Jahrhunderts». Genderismus ist also eine bis dato eher abseitige Wortprägung, aber es steht zu vermuten, dass sie nun, nach den öffentlichkeitswirksamen bischöflichen Verlautbarungen, in den Wortschatz der gesellschaftspolitischen Debatten Eingang finden wird. Diese Debatten drehen sich derzeit – nicht nur in der Schweiz – um Definitionsmacht: darum, wer die Macht hat, zu bestimmen, was Ehe und Familie zu Beginn des 21. Jahrhunderts bedeuten dürfen und nach welchen Normen Sexualität und Geschlechterverhältnisse zu regeln seien.

Sind es die Normen, die Bischof Huonder mit der göttlichen Schöpfungsordnung in Verbindung bringt und die in säkularisierter Version die Tradition der heterosexuellen bürgerlichen Kleinfamilie zum Fundament der Gesellschaft erklären? Oder sind es die Grundsätze liberaler Rechtsstaatlichkeit, die die formale Rechtsgleichheit aller Individuen unerachtet des Geschlechts und der sexuellen Orientierung einfordern und das Diskriminierungsverbot zum rechtlichen Standard der Politik erheben? Der Streit um die Grundrechte von Homosexuellen und um die Gleichberechtigung der Geschlechter dreht sich also nicht nur um die Rechte Einzelner, sondern es geht auch um das Selbstverständnis einer demokratischen Gesellschaft und um den Stellenwert liberaler Institutionen.

Interessant dabei ist, dass sowohl in Huonders Schreiben wie auch in anderen konservativen Familieninitiativen in der Schweiz die Kritik zentral auf den Begriff Gender zielt. In diesem Begriff scheint bereits angelegt, was nach Ansicht des Bischofs und seiner Mitstreitenden die christliche Ordnung ins Wanken bringt. Weil Gender eine soziale Geschlechtsidentität bezeichnet, die durch kulturelle Normen und gesellschaftliche Strukturen bedingt ist, werden Geschlechterverhältnisse als historische Praktiken erkennbar – und damit prinzipiell veränderbar. Das Gender-Konzept eröffnet einer Gesellschaft somit einen geschlechterpolitischen Handlungsspielraum, es

macht Geschlechterverhältnisse anders denkbar und transformiert die angeblich gottgegebene Geschlechterordnung in Kultur und die vermeintlich unabänderliche Geschlechternatur in Politik.

Vielleicht hielte sich der Furor, der dem Begriff Gender von konservativer Seite entgegenschlägt, noch in Grenzen, hätte sich das Konzept in den 1990er Jahren nicht radikalisiert und auch noch die letzten Gewissheiten über das biologische Geschlecht und die natürlichen Formen des sexuellen Begehrens in Zweifel gezogen. Das 1990 von der amerikanischen Philosophin Judith Butler vorgelegte Buch «Gender Trouble» liefert eine fulminante Dekonstruktion der Unterscheidung von Sex und Gender, die nicht nur in der Geschlechterforschung für einigen Aufruhr sorgte und bis heute umstritten bleibt. Nach Butler ist die Unterscheidung von Sex und Gender darum unhaltbar, weil es sogenannte objektive biologische Definitionsmerkmale der Geschlechter erkenntnistheoretisch nicht geben könne. Damit verliert die Dichotomie von Frau und Mann nach Butler ihr eindeutiges biologisches Fundament, und es wird zumindest denkbar, dass es mehr als zwei Geschlechter geben könne. Viele Wertkonservative sehen in diesem dekonstruktivistischen Konzept der «Queer»-Theoretikerin aus Berkeley die Ursache für den Zerfall der Werte des Abendlandes. Das mutet weltfremd an. Naiv erscheint es, die Auflösung der traditionellen Ehe und Familie auf das Gender-Konzept zurückzuführen, so, als hätten sich die sozialen, medizinisch-technischen, ökonomischen, kulturellen und rechtlichen Transformationsprozesse der letzten Jahrzehnte nach Begriffsreflexionen gerichtet – und als seien nicht diese umgekehrt selber Teil gesellschaftlicher Umwälzungen, die neue Fragen an die Wissenschaft herangetragen haben. Nicht zufällig liegt eines der zentralen Forschungsfelder der Gender-Studies darin, die Ursachen und Gründe für den Wandel, aber auch für die Kontinuität von Geschlechterordnungen in der jüngeren Gegenwart zu untersuchen.

Spitze gegen die Gender-Studies

Möglicherweise aber ist sich der Bischof der Überspitzung seiner Gender-Kritik sehr wohl bewusst – und es geht ihm nicht so sehr um die Frage der gesellschaftlichen Wirkmacht jenes Konzepts als vielmehr darum, die Gender-Studies als Wissenschaft zu desavouieren. Eine solche Absicht würde erklärbar machen, worin die sprachschöpferische Pointe eigentlich liegt. Die Gleichsetzung von Gender und Genderismus unterstellt, die Geschlechterforschung sei eine politische Ideologie, deren Begrifflichkeit unwissenschaftlich sei. Huonder greift auf „naturwissenschaftliche Erkenntnisse“ zurück, in deren Licht sich die Thesen der Gender-Studies als falsch erwiesen. Damit wird nicht nur ein (mit Blick auf die naturwissenschaftliche Geschlechterforschung) falscher Gegensatz von Gender-Studies und Naturwissenschaft konstruiert, sondern es wird zugleich den geistes-, sozial- und kulturwissenschaftlichen Dimensionen der Geschlechterforschung ihre Wissenschaftlichkeit abgesprochen.

Das könnte – und sollte vielleicht auch – als Kampfansage eines religiösen Konservatismus an alle kritischen Disziplinen verstanden werden, die sich methodisch auf geistes-, kultur- und sozialwissenschaftliche Standards berufen. Ein waches Auge für die neuen Kämpfe auf dem Terrain der Wissenschaftspolitik scheint darum allen Wissenschaften angeraten, die Wissenschaft nicht mit Glauben, sondern mit Kritik und Aufklärung verbinden wollen.

PD Dr. Katrin Meyer ist Lehrbeauftragte für Philosophie an der Universität Basel und Koordinatorin des Netzwerkes Gender-Studies Schweiz.

Der Beitrag wurde dem Feuilleton der NZZ, Ausgabe vom 18. Dezember 2013, entnommen.

Buchbesprechung

Die Psychoanalyse lebt. Wenn die Geschichte uns erzählt

Oliver Pfohlmann

Psychoanalyse – gibt es sie noch? Wird sie wirklich noch gebraucht? Gibt es nicht, zur Freude der Krankenkassen, effektivere Kurzzeit-Therapien und noch effektivere Pharmazeutika? Weiss man nicht längst, dass Träume nur neuronale Zufallsprodukte sind und der Ödipuskomplex nur ein viktorianisches Phantasma ist? – Gleich zwei renommierte Vertreter ihrer Zunft sind angetreten, die Öffentlichkeit vom Gegenteil zu überzeugen: der argentinische Analytiker Gabriel Rolón und sein amerikanischer Kollege Stephen Grosz, der in London lehrt. Beide präsentieren sich als taktvolle und empathische Vertreter einer klassischen Psychoanalyse, die ihr Augenmerk auf Versprecher, Witze oder Träume ihrer Klienten richtet – ohne dann aber gleich jedes Symptom in eine Schublade der Sexualität zu stecken.

Gemeinsamkeiten – und Unterschiede

Auch ihre Bücher haben vieles gemeinsam: Beide Titel richten sich an ein breites Publikum und sind wohltuend frei von technischem Jargon. Beide erzählen wahre, faszinierende Fallgeschichten. Man lernt Menschen kennen, die Lügen über sich verbreiten, um ihre Mitmenschen wie einst ihre Mütter zu Komplizen zu machen; Männer, die mit ihren Ehefrauen schlafen können, nicht aber mit ihrer Geliebten; Frauen, die den frühen Tod ihres Geliebten durch Krankheit zeitweilig als dessen «intelligente Entscheidung» feiern; Eltern, die lieber ihre Tochter zum Problem erklären, als sich mit den eigenen Problemen zu beschäftigen; Kinder, die ihren Therapeuten anspucken, um nicht die Hoffnung zu verlieren, dass mit ihnen doch noch alles gut werden kann. Auch wurden beide Bücher zu Überraschungsbestsellern, und beide sind zeitgemässe, glaubwürdige Zeugen für die traditionelle enge Verwandtschaft zwischen Psychoanalyse und Literatur. Schon Freud wunderte sich, dass sich seine Krankengeschichten «wie Novellen» lesen liessen, und das lässt sich erfreulicherweise auch von denen seiner Nachfolger sagen. Hier allerdings beginnen die Unterschiede, die interessant sind, weil sie von den Charakteren der Analytiker herrühren. Rolón springt gern mitten hinein in seine Fälle: Offene, auf den Effekt setzende Anfänge (etwa von einer Frau, die in einem Akt der Befreiung auf das Grab ihrer Mutter eine Vase schleudert) wecken zu Beginn die Neugier des Lesers, ehe in verdichteter Form die Vorgeschichte erzählt wird – und sich sodann eine Art Detektivgeschichte entfaltet, mit Rolón als Sherlock Holmes, der am Ende die Geheimnisse seiner Patienten aufdecken und auch allen helfen kann. Sogar der von diffuser Schuld gequälte Priester, Rolóns grösste Herausforderung, verlässt am Ende schon nach wenigen Sitzungen irgendwie erleichtert seine Praxis.

Die Fallgeschichten von Stephen Grosz sind anders – nicht nur, weil sie ein gemeinsames Thema haben: den Verlust. Zwar sind sie ähnlich verdichtet wie diejenigen seines argentinischen Kollegen, aber fragmentarischer; und sie erinnern in ihrer Lakonie, Offenheit und untergründigen Skepsis an die Kurzgeschichten von Tschechow. Meist sind es nur Ausschnitte aus komplexeren Patientengeschichten, erzählt vor allem, um eine überraschende Erkenntnis über die menschliche Natur zu veranschaulichen, oft begleitet von Einsichten aus der Literatur, von Dickens bis Anne Enright: warum man Kindern durch Lob ihr Selbstvertrauen austreiben kann oder warum nicht nur die Vergangenheit, sondern oft auch die Zukunft unsere Gegenwart bestimmt. Der Ausgang der Therapie ist dabei so unwichtig, dass Grosz ihn häufig der Phantasie des Lesers überlässt;

und wo er ihn doch erzählt, ist durchaus nicht immer gesagt, dass der Analytiker helfen konnte. Einige Male ist es sogar der Patient, der Grosz belehrt. Ein Asperger-Patient etwa macht ihm nachhaltig bewusst, dass eben doch nicht jeder Mensch dafür geschaffen ist, in einer Beziehung zu leben. Und wo Rolón einer trauernden Frau am Ende zu neuem Lebensglück verhilft, hat Grosz für den Leser die bittere, aber vermutlich wahrhaftigere Einsicht parat, dass die populäre Trost-Theorie von den fünf Trauerstadien falsch ist und dass einen die Trauer noch viele Jahre nach dem Verlust überkommen kann.

Ein Fazit

Grosz wirkt als Analytiker damit nicht nur bescheidener, sondern auch sympathischer als Rolón. Letzterer ist mit einer Reality-TV-Show, in der er mit Prominenten Kurzzeitanalysen veranstaltet, in seiner Heimat ein Star. In seinen Fallgeschichten gefällt sich Rolón in der Rolle des furchtlosen Kämpfers für die Wahrheit, die es zu finden und auszusprechen gilt. Das ist zwar spannend gemacht, aber nicht frei von Eitelkeit. Wenn Stephen Grosz dagegen die Symptome seiner Klienten als unbewusste Formen der Kommunikation zu verstehen sucht, so bleibt das Leid des Einzelnen stets bewusst. Die Paranoia einer Frau, die beim Aufsperrn ihrer Wohnungstür stets erwartet, von einer Explosion zerfetzt zu werden, deutet er etwa als den verzweifelten Versuch, vor sich selbst das Bild eines Menschen aufrechtzuerhalten, der anderen wichtig ist – so wichtig, dass man ihn umbringen will. Was immer noch besser scheint, als sich einzugesehen, in Wahrheit so einsam zu sein, dass sich keiner um einen kümmert.

Für Grosz ist es das Wichtigste am Ende einer Sitzung, dass ihn der Patient mit dem Gefühl verlässt, gehört worden zu sein. Denn «wenn wir [. . .] keine Möglichkeit haben, unsere Geschichte zu erzählen», so sein Fazit, «erzählt die Geschichte uns – wir träumen diese Geschichten, wir entwickeln Symptome, oder wir merken, dass wir uns auf eine Weise benehmen, die wir nicht verstehen».

Stephen Grosz: Die Frau, die nicht lieben wollte, und andere wahre Geschichten über das Unbewusste. Aus dem Englischen von Bernhard Robben. S. Fischer, Frankfurt am Main 2013. 240 S., Fr. 31.90.

Gabriel Rolón: Auf der Couch. Wahre Geschichten aus der Psychotherapie. Aus dem Spanischen von Peter Kultzen. BTB-Verlag, München 2013. 256 S., Fr. 28.90.

Aus dem Feuilleton der NZZ, Ausgabe vom 12. März 2014

Kommende Veranstaltungen

Folgende Veranstaltungen werden im Programm des Lacan-Seminars (gedrucktes Programm und homepage) aufgeführt und ausführlich vorgestellt:

- Kurs von Robert Langnickel, Winterthur: Psychoanalyse ♦ Wissenschaft

Zeit: Samstag, 3. Mai und 7. Juni 2014, 10.00 – 17.00 Uhr

Ort: Lacan-Seminar, Preyergasse 08, 8001 Zürich

Kosten: Fr 120.- Nichtmitglieder, Fr 90.- Mitglieder, Fr 60.- Studierende

Anmeldung: Robert Langnickel, <forschung [ät] robert-langnickel.info>

- Kurs von Johannes Binotto, Winterthur, Isolde Eckle, Ioannis Zachariadis, Zürich: Neue Medien, neue Pathologien

Zeit: Mittwoch, 7., 14. und 21. Mai 2014, 14.00 – 17.30 Uhr

Ort: Psychiatrische Universitätsklinik Zürich (PUK), Lenggstrasse 31, 8008 Zürich, Raum H201 (am 7. Mai.), Hörsaal Z103 (am 14. und 21. Mai)

Kosten: keine

Anmeldung: Johannes Binotto, <j.binotto [ät] es.uzh.ch>, Tel. 052 534 36 81 (privat)

- Seminar von Max Kleiner, Horb am Neckar: Sinthom IV

Das Seminar findet an zwei bis drei Samstagnachmittagen statt. Die Termine werden per Doodleumfrage festgelegt.

Zeit: Samstag, 12.4., 13.15 – 16.45 Uhr. Mögliche weitere Daten: 26.4., 7.6., und 12.7.

Ort: Lacan-Seminar, Preyergasse 08, 8001 Zürich

Kosten: Fr. 120.- für Nichtmitglieder, Fr. 60.- für Mitglieder und Studierende

Anmeldung: <antje_brueining [ät] yahoo.de>

- Workshop von Dieter Sträuli, Zürich: Lacan 'light'

Zeit: Samstag, 10. Mai 2014, 10.00 – 15.00 Uhr

Ort: Büro Lac, Oberdorfstrasse 9, 8001 Zürich, 1. Stock

Kosten: Fr 80.- Nichtmitglieder, Fr 60.- Mitglieder, Fr 40.- Studierende

Anmeldung: Dieter Sträuli, <dieter.straegli [ät] gmail.com>

- Vortrag und Seminar Bruce Fink, Mc Kees Rocks, Pennsylvania, in Kooperation mit der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich, Dr. med. Ioannis Zachariadis: Lacan on Love: From Plato's Symposium to Modern-Day Amorous Troubles
(Lacan über die Liebe: Von Platons Gastmahl zu heutigen Liebesmühen)

Zeit: Freitag, 16. Mai 2014, 20.15 – 22 Uhr (Vortrag), Samstag, 17. Mai 2014, 13.00 – 17.00 Uhr (Seminar)

Ort: Psychiatrische Universitätsklinik Zürich (PUK), Lenggstrasse 31, 8008 Zürich, Hörsaal Z103

Kosten: Vortrag: Fr 40.- Nichtmitglieder, Fr 30.- Mitglieder, Fr 20.- Studierende;

Seminar: Fr: 80.- Nm, Fr 60.- M, Fr 40.- Stud.

Beide Veranstaltungen: Fr: 100.- Nm, Fr 80.- M, Fr 50.- S

Anmeldung: <info [ät] lacanseminar.ch>

- Vortrag und Seminar von Michael Meyer Zum Wischen, Köln, in Kooperation mit der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich, Dr. med. Ioannis Zachariadis: Selbstverstümmelung und Opfer: Einige Gedanken in Folge Georges Batailles und Adrien Borels

Zeit: Freitag, 30. Mai 2014, 20.15 – 22 Uhr (Vortrag), Samstag, 31. Mai 2014, 13.00 – 17.00 Uhr (Seminar)

Ort: Psychiatrische Universitätsklinik Zürich (PUK), Lenggstrasse 31, 8008 Zürich, Hörsaal Z103

Kosten: Vortrag: Fr 40.- Nichtmitglieder, Fr 30.- Mitglieder, Fr 20.- Studierende

Seminar: Fr: 80.- Nm, Fr 60.- M, Fr 40.- Stud.

Beide Veranstaltungen: Fr: 100.- Nm, Fr 80.- M, Fr 50.- Stud

Anmeldung: <info [ät] lacanseminar.ch>

- Vortrag von Marco Meuli, Pfäffikon ZH: David Cronenbergs Cosmopolis (2012) als psychoanalytische Kulturtheorie

Zeit: Freitag, 27. Juni, 19:30 – 22:30 Uhr

Ort: Lacan-Seminar, Preyergasse 8, 8001 Zürich

Kosten: Kollekte zugunsten des Referenten

Kontakt: Marco Meuli, marcomeuli [ät] hispeed.ch

- Vortrag und Seminar von August Ruhs, Wien, in Kooperation mit der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich, Dr. med. Ioannis Zachariadis: Psychoanalytische Arbeit zwischen Technik und Kunst

Zeit: Fr. 4. Juli 2014, 20.15 – 22 Uhr (Vortrag), Sa. 5. Juli 2014, 13.00 – 17.00 Uhr (Seminar)

Ort: Psychiatrische Universitätsklinik Zürich (PUK), Lenggstrasse 31, 8008 Zürich, Hörsaal Z103

Kosten: Vortrag: Fr 40.- Nichtmitglieder, Fr 30.- Mitglieder, Fr 20.- Studierende

Seminar: Fr: 80.- Nm, Fr 60.- M, Fr 40.- Stud.

Beide Veranstaltungen: Fr: 100.- Nm, Fr 80.- M, Fr 50.- Stud.

Anmeldung: <info [ät] lacanseminar.ch>

Kontakt: <August Ruhs, august.ruhs [ät] yahoo.de>

- Arbeitstagung des Psychoanalytischen Kollegs in Zusammenarbeit mit dem PSZ. Fantasma und Affekt

Referenten: Edith Seifert, Daniel Bischof, Rony Weissberg, Claus-Dieter Rath, Karl-Josef Paz-zini, André Michels u. a.

Zeit: Freitag, 20. Juni 2014, 18.45 – 21.30 Uhr Samstag, 21. Juni 2014, 14.00 – 17.45 Uhr

Ort: PSZ, Quellenstrasse 25/27, 8005 Zürich

Kosten: Freitag kostenlos, Samstag Fr 40.-

Anmeldung: Rony Weissberg, <weissberg [ät] gmx.ch>

Andere Veranstaltung außerhalb des Lacan-Seminars:

Tagung zu Jacques Lacan und Alfred Lorenzer: Das Unbewusste und die Sprache. Der Trieb und das Begehren

Samstag, den 14. Juni 2014, Psychoanalytisches Seminar Zürich, Quellenstrasse 25, 8005 Zürich

Eine Veranstaltung der Stiftung für Psychotherapie und Psychoanalyse Zürich in Zusammenarbeit mit dem Psychoanalytischen Seminar Zürich und unterstützt vom Arbeitskreis Politische Psychologie/Gruppe Psychoanalyse Kultur Gesellschaft, Sigmund Freud-Institut, Frankfurt a. M. Organisation und Moderation: Robert Heim, Prof. Dr., Psychoanalytiker; Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Goethe-Universität Frankfurt a.M. Emilio Modena, Arzt und Psychoanalytiker, Dozent und Supervisor

9.30h – 10.00h: Begrüssung: Emilio Modena (Zürich). Einführung: Robert Heim (Frankfurt a.M.)

10.00h – 12.00h Theorie, Grundlegung

Peter Widmer (Zürich): Sprachspiel als Diskurs. Lacans Algebra der Psychoanalyse

Hans-Dieter König (Bochum): Die Inszenierung des Unbewussten in Lebenspraxis und Sprachspiel. Lorenzers sozialisationstheoretische Rekonstruktion der Psychoanalyse

12.00h – 13.00h Mittagspause mit Sandwich-Verpflegung im Seminar

13.00h – 15.00h Technik, Deutung, Kasuistik

Thierry Simonelli (Luxemburg): Szene mit Pferd

André Michels (Luxemburg): Das Wissen der Sprache und die Wahrheit des Unbewussten

15.00h – 15.45h Kaffee-Pause

15.45h – 17.45h Anwendungen: Literatur, Geschlecht, Gesellschaft

Marianne Schuller (Hamburg): Die Wahlverwandschaften — ein Sprach-Roman. Zu Goethes „bestem Buch“.

Ulrike Prokop (Frankfurt a.M.): Die Wahlverwandschaften – eine tiefenhermeneutische Lektüre
Die Vorträge sind aufeinander bezogen und dauern 45 Minuten, sodass in jedem Block noch eine halbe Stunde Publikumsdiskussion vorgesehen ist. Auf Wunsch des Publikums kann noch eine Schlussdiskussion angefügt werden.

Ende der Tagung 18.30h

Unkostenbeitrag CHFr. 90.– (Studierende 40.–), bitte an das Postscheck-Konto der Stiftung für Psychotherapie und Psychoanalyse 80-24862-3 überweisen (IBAN: CH 90 0900 0000 8002 4862 3, BIC: POFICHBEXXX).

Da die Platzzahl beschränkt ist, werden die Anmeldungen in der Reihenfolge der Einzahlung berücksichtigt. Sie erhalten eine Bestätigung oder das Geld zurück.

☞ **Nächste Mitgliederversammlung des Lacan-Seminars: 27. März 2014, 20.30, Preyergasse 8, 8001 Zürich**